Podcasttranskript

Gesprächsstoff Episode 65 | Shaping Future Society – Teilprojekt Wohnen

Teaser:

[00:00:00]: Prof. Dr. Monika Alisch:

Wir haben natürlich nirgendwo in diesen intendierten Formen gemeinschaftlichen Wohnens wirklich Menschen, die sich am Wohnungsmarkt nicht versorgen können und die deshalb sehen, Mensch, das ist für mich günstiger und dann gebe ich vielleicht auch noch was von meiner Freizeit und Arbeitszeit hier rein, dass ich günstiger wohnen kann. Das ist eine Wohnform, die wollen wir als jemand, der ein Wohnprojekt miteinander betreiben, gerne für alle öffnen, ist bei vielen ein Anspruch, aber es funktioniert gar nicht unbedingt.

[00:00:32]: Mariana Friedrich:

Gemeinschaftliches Wohnen gilt als sozialinnovative Antwort auf die Krisen unserer Zeit. Als Möglichkeit, dem Mangel an Wohnraum entgegenzuwirken. Als Ausweg aus der Vereinsamung. Als Ansatz, die sozialen und pflegerischen Versorgungslücken zu schließen, die durch den demografischen Wandel entstehen. Die Erwartungen sind hoch. Doch wie sieht die Praxis aus? Welche Vorstellungen und Ansprüche an Vergemeinschaftung gibt es? Sind es vielleicht gar nicht nur die viel gepriesenen Wohnprojekte, in denen sich zukunftsfähige Ansätze für gemeinschaftliches Wohnen finden lassen? Darüber will ich heute mit Professorin Dr. Monika Alisch und Madeline Brandt sprechen.

Monika Alisch ist Mitglied der Projektleitung im Teilprojekt Wohnen des Forschungsimpulses Shaping Future Society - The Mutual Constitution of Future Oriented Practices and Community, kurz SaFe. Madeline Brandt ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt. Dem vierköpfigen Team gehören auch Professorin Dr. Martina Ritter, Vizepräsidentin für Forschung und Transfer, und der wissenschaftliche Mitarbeiter Jakob Domke an. Gemeinsam erforschen sie gemeinschaftliche Wohnformen als Blaupause für zukunftsfähiges Wohnen. Den Fokus legen sie dabei auf Vergemeinschaftungen, eine soziale Praktik, die bislang wissenschaftlich wenig beachtet wurde. Von den beiden Forscherinnen will ich wissen, warum es ihnen so wichtig ist, den Fokus auch auf Gemeinschaften zu richten, die sich selbst gar nicht als gemeinschaftliche Wohnform begreifen, und was es braucht, damit gemeinschaftliches Wohnen nicht nur Privatsache ist.

Mein Name ist Mariana Friedrich, und das ist Gesprächsstoff, der Forschungspodcast der Hochschule Fulda für alle, die mitreden wollen.

Herzlich willkommen Monika Alisch und Madeline Brandt.

[00:02:30]: Prof. Dr. Monika Alisch:

Hallo!

[00:02:31]: Madeline Brandt:

Hallo!

[00:02:32]: Mariana Friedrich:

Sie untersuchen in ihrem Teilprojekt zukunftsorientierte Formen des Wohnens beziehungsweise des Zusammenlebens. Weil vermutlich die meisten Menschen da sofort an alternative Wohnprojekte denken, lassen Sie uns zunächst klären, warum es ihnen um mehr als solche Wohnprojekte geht.

[00:02:49]: Prof. Dr. Monika Alisch:

Ja, also das ist schon ein komplexes Thema und so wie Sie es eingeführt haben, zeichnet sich das ja auch schon ab. Ich bin nicht mal sicher, ob wirklich viele Menschen an alternative Wohnprojekte denken, sondern ich glaube, dass sehr viele Formen gemeinschaftlichen Wohnens überhaupt gar nicht auf dem Schirm haben und dass vor allem insbesondere diejenigen, die sich eigentlich schon lange auf dem Wohnungsmarkt gar nicht so versorgen können, dass sie wirklich gut wohnen können, überhaupt jemals etwas von hübschen gemeinschaftlichen Wohnformen gehört haben oder gar von Wohnprojekten. Also das finde ich eigentlich immer ganz wichtig, weil das, was Sie gerade aufgezählt haben, ist natürlich auch ein riesiger Strauß an Erwartungen, was also über diese Idee, man wohnt nicht in einer Wohngemeinschaft, so wie man das vielleicht so kennt, man wohnt aber auch nicht im klassischen Einfamilienhaus mit Vater, Mutter und zwei Kindern. Es ist eigentlich eine Nische auf dem Wohnungsmarkt, wird auch immer so, wie soll ich sagen, es wird auch gesellschaftlich, wenn es überhaupt wahrgenommen wird, auch immer wieder als Nische tituliert, was natürlich dann auch dazu führt, dass es immer eine Nische bleibt, weil es politisch gar nicht genug beachtet wird. Aber gleichzeitig kann man natürlich auch nicht gesellschaftlich quasi vorschreiben, es müssen jetzt alle in Gemeinschaften wohnen, die wie ein Wohnprojekt sind, also wo Menschen sich freiwillig und bewusst zusammentun und sagen, dieses Gebäude, dieses Haus, dieser Hof oder was es denn jeweils ist, da wollen wir

jetzt alle miteinander wohnen. Der Erwartungsdruck ist verdammt hoch und wir haben auch gedacht, es kann doch nicht das Ziel sein, wir wollen ja nicht anfangen durch eine Forschung, wie soll ich sagen, Menschen zu überreden, dass das jetzt richtig ist und vor allem, dass das zukunftsorientiert ist.

[00:04:47]: Mariana Friedrich:

Das ist ja immer so ein Vorwurf, dass die Forschung uns etwas vorschreiben möchte.

[00:04:51]: Prof. Dr. Monika Alisch:

Genau oder so tut, als ob sie jetzt genau das gefunden hat, was zukünftig das Allheilmittel ist, um Wohnungskrise und so weiter zu lösen. Und deswegen haben wir eben auch gesagt, wir können in der Gegenwart und sogar in der Vergangenheit sehen, dass dieses gemeinschaftlich miteinander Leben, also miteinander Wohnen, dass es dafür längst Praktiken gibt, die heißen bloß nicht, wir wohnen zusammen. Und da kann ich ja tatsächlich auch noch mal dran erinnern, dass wir an der Hochschule Fulda ja auch mal ein großes Forschungsprojekt haben, wo wir mit einem ganz anderen Ziel auf solche Bürgerhilfevereine geschaut haben, die in vorwiegend ländlichen Kommunen gesagt haben, Mensch, also, hier bei uns im Ortsteil oder überhaupt in allen Ortsteilen, hier leben so viele ältere Menschen und die schaffen ihren Alltag gar nicht, da müssen wir doch was organisieren, dass man die in ihrem Alltag unterstützt und und und. Und letztlich glauben wir, jetzt in diesem SaFe-Housing-Projekt eigentlich da schon zu sehen, dass es Formen gibt des gemeinschaftlichen Wohnens, wo man den Alltag miteinander organisiert, ohne dass diese Menschen jemals sagen würden, wir wohnen zusammen. Und es ist ja durchaus auch sinnvoll, solche Formen, die es da schon gibt, solche Praktiken des miteinander Wohnens und Lebens auch mal daraufhin abzuklopfen, inwieweit sie eigentlich in Zukunft gestärkt werden könnten und sollten. Dass eben, wie gesagt, nicht jeder in Wohnprojekten wohnt, aber alle Möglichkeiten, da können wir ja auch noch mal genauer drauf eingehen, wir haben es ja mal unter diesem Begriff der «Caring Communities» gefasst, also Community eher in dem Sinne von Gemeinschaften, die an einem Ort irgendwie zusammenleben, und caring wirklich im Sinne des füreinander Sorgens und des miteinander Gestalten des Alltags. Und ob das vonseiten derer, die da miteinander leben, wirklich zukunftsorientiert ist, ob die sagen, wir machen das, weil wir denken, so muss die Zukunft aussehen, wissen wir überhaupt nicht. Wir stehen eher immer vor dem Problem, dass wir nicht ankommen und sagen, wir wissen, was in der Zukunft gut ist und hoffentlich wissen es alle anderen auch, sondern es ist eher dieses, wie machen wir uns, wenn wir mit den Leuten sprechen, auch frei davon, von unseren normativen Vorstellungen des künftig richtigen und notwendigen Wohnens. Das ist eher die Kunst.

[00:07:23]: Mariana Friedrich:

Sie schauen ja aus der Perspektive der Sozialen Arbeit auf das Thema Wohnen. Ich glaube, es ist wichtig, dass wir noch mal definieren, was verstehen Sie unter Wohnen.

[00:07:33]: Prof. Dr. Monika Alisch:

Ja, das ist nicht ganz die Perspektive der Sozialen Arbeit, ich sag mal als Profession, aber natürlich haben die Martina Ritter und ich als zwei, die eben aus diesem Fachbereich an der Hochschule Fulda kommen, wo eben Soziale Arbeit das Leitthema ist, haben wir natürlich schon immer eine Perspektive darauf, wo sind eigentlich die, man nennt das ja dann gerne die vulnerablen Gruppen, wo sind die sozialen Gruppen, die eben für die Gestaltung des Alltags, für das überhaupt Herausfinden eigener Bedürfnisse und Interessen eine Form der Unterstützung auch brauchen und Unterstützung eher im Sinne von, wenn die halt nie jemand gefragt hat, was wäre denn für dich eigentlich ein gangbarer Weg, gut zu leben und zu wohnen? Warum sollten die das eigenständig und ohne dass sie jemand fragt, da selber aktiv werden? Und wir haben dann gesagt, und das zeigt sich ja darin, dass wir einmal auf solche Wohnprojekte schauen und andererseits auf solche Formen des gemeinschaftlichen Zusammenlebens, dass Wohnen eben nicht nur das ist, was in den vier Wänden einer Wohnung oder eines Hauses passiert. Und da gibt es auch viele und auch alte wirklich philosophische Ansätze, die deutlich machen, dass eben jenseits der eigenen Haustür, da wo der öffentliche Raum anfängt, da wo meine Auseinandersetzung mit Gesellschaft anfängt, wo ich mich also irgendwie verorte, wo ich mich versuche heimisch zu fühlen, wo ich versuche Kontakt zu anderen aufzunehmen, wo soziale Beziehungen entstehen, dass das Teil des Wohnens ist. Wohnen ist eben auch nicht nur: mit Wohnraum versorgt sein oder sich Architektur anzugucken. Und das ist ja auch so eine Perspektive, wo ich persönlich dann als ich bin ja auch keine Sozialarbeiterin, ich bin Soziologin, komm aus der Stadt- und Regionalsoziologie, also eigentlich genau eine von denen, die Wohnen auch wissenschaftlich früher immer als Thema, na ja, von Geografen, Architekten, Stadtplanern, Raumplanern und so weiter verstanden hat. Und wenn man sich das anguckt, wer so in der Wohnforschung auftaucht, kommt die Soziale Arbeit praktisch nicht vor. Und das finde ich auch wichtig, da vielleicht eben auch ein Stück weit über dieses Projekt da lauter zu werden, da muss man natürlich auch die Soziale Arbeit noch von überzeugen, aber da lauter zu werden, dass es da eben auch Wissensbestände gibt, die wichtig sind, in diesen ganzen Diskurs rund ums Wohnen mit einzubeziehen.

[00:10:20]: Mariana Friedrich:

Dass die Soziale Arbeit lauter werden muss, hatten Sie in unserer letzten gemeinsamen Folge ja auch schon betont. Sie hatten vorhin noch den Begriff soziale Praktiken erwähnt. Darauf richten Sie den Fokus. Was genau untersuchen Sie da?

[00:10:35]: Madeline Brandt:

Ja, die sozialen Praktiken, die wir uns angucken, es bezieht sich eigentlich auf das konkrete Tun. Also, was tun die Menschen dort wirklich, was Gemeinschaft erzeugt, was zu etwas führt, was einen Nutzen für Gemeinschaft oder auch einfach für die Menschen an sich bringt. Vielleicht als ein kleines Beispiel würde mir so einfallen, an der Stelle einzubringen, dass in Gemeinschaften diese Car- oder Bike-Sharing-Geschichten entwickelt wurden, die aber tatsächlich auch dazu geführt haben, das hat man sich angeguckt, man sieht den Nutzen darin, auch einen größeren Nutzen. Und das Ganze hat somit auch einen transformativen Effekt, wo man sagen kann, das könnten Praktiken sein, die Gemeinschaften erproben oder die sie durchführen, die sie verhandeln gemeinschaftlich, um zu etwas zu kommen, was einen Nutzen für viele Menschen bringt oder was impliziert werden kann auch in andere Kontexte. Vielleicht kann man das auch so sagen.

[00:11:42]: Mariana Friedrich:

Ja, und heute ist das ein allgemeines Ding, also es gibt überall Carsharing-Angebote, es gibt eigentlich überall Bike-Sharing-Angebote. Es kommt aus diesen Communities und ist jetzt etwas, wovon wir alle profitieren.

[00:11:55]: Madeline Brandt:

Ja, als ein Beispiel, was vielleicht leicht greifbar ist. Ein anderes Beispiel wäre auch die Demokratie im Alltag in Gemeinschaften sind zumindest so erste Einblicke, die wir haben durch das Projekt, wo man sehen kann, dass sich in Gemeinschaften das Verhandeln von, wie machen wir unsere Alltagsorganisation, wenn man jetzt zum Beispiel bedenkt im Bezug auf Kinderbetreuung, läuft es vielleicht anders in einer Gemeinschaft, als es in einem traditionellen Modell läuft. Es wird anders abgestimmt, es wird in bestimmten Plena und bestimmten Sitzungen und es gehören vielleicht sogar zum Teil bestimmte Verfahren dazu, wie man dieses Abstimmen organisiert.

[00:12:43]: Prof. Dr. Monika Alisch:

Ja, wenn ich da noch mal ergänzend darf, das Interessante ist ja, also soziale Praktiken kann man auch in jeder Familie beobachten, so. Es geht ja eigentlich soziale Praktiken sind eigentlich dieses wirklich, wie ist das Soziale organisiert? Und Gemeinschaften, das ist eine Form, wie Gesellschaft sich organisiert. Wir sind alle keine Einzelgänger, sondern wir sind soziale Wesen. Und diese Gemeinschaften in Familien denkt man immer, das ergibt sich ganz natürlich. Und wenn man das 20 Jahre versucht hat und dann lassen sich zwei scheiden, könnte es daran liegen, dass die eben nicht permanent ausgehandelt haben, wie eigentlich ihre sozialen Praktiken zu laufen haben. Und das ist ganz interessant zu beobachten in diesen Gemeinschaften eben jetzt gerade insbesondere in diesen sogenannten intendierten, also in diesen Wohnprojekten, dass die sich richtig was einfallen lassen müssen, dass eben nicht davon ausgegangen werden kann, von keinem, dass die

Dinge ganz selbstverständlich laufen. Und natürlich haben wir da auch aus den Interviews, die wir da jetzt schon geführt haben, auch jede Menge so Konfliktpotenzial, weil natürlich dieses, ich persönlich habe eine Vorstellung davon, wie das zu laufen hat. Ich erinnere gerade ein Beispiel, Madeline, es war eine Frau, die fand es ganz schön, dass die Gruppe immer zusammen gefrühstückt hat, aber sie fand es nicht schön, dass die Leute dann aufgestanden sind und schon mal ihr Geschirr abgeräumt haben, obwohl sie persönlich eigentlich fand, dass man da doch jetzt noch länger sitzen kann.

Also es war so ein schönes Beispiel zu sehen, wie dieses, ich selber habe eine Vorstellung davon, wie die Gemeinschaft hier funktionieren muss, ja aber andere haben eben auch eigene und andere. Und damit das sozusagen nicht kracht und rumst und sicherlich würde jetzt niemand wegen dieser Sache mit dem zu früh abgedeckten Frühstückstisch nicht gleich das Wohnprojekt verlassen und sich eine andere Bleibe suchen, aber es birgt natürlich Potenzial dafür zu sagen, also können wir da mal drüber reden. Ich brauche hier was anderes und ich finde es doof, wenn die einen um 10 kommen und die anderen erst um 12 zum Frühstück. Man muss eben drüber sprechen und diese Notwendigkeiten, diese sozialen Praktiken, wie kommt man da zu einander, wie sorgt man dafür, dass nicht einige glauben, alles entscheiden zu können oder dass nicht einige glauben, ich bin froh, dass andere alles entscheiden und ich lächle nur freundlich mit, wenn irgendwas gemacht werden muss, ist jetzt ein bisschen flapsig ausgedrückt, aber natürlich haben wir auch sowas gesehen, dass Leute sagen, das Wohnen hier ist für mich gut und richtig. Ja, und dann wollen die aber auch, dass wir einmal in der Woche da immer zu Treffen kommen. Ja, da kann man hingehen, die aber auch aussprechen, aber einige nehmen das sehr ernst. Da können wir natürlich gut interpretieren, okay, es gibt eben auch Formen von, wir nehmen es nicht ganz so ernst, weil es läuft ja. Da gucken wir wirklich rein. Wie funktioniert das eigentlich, dass man da gut zusammenleben kann und nicht Leute überfordert werden, Leute Trittbrettfahrer von den freundlichen Leistungen anderer werden und und und und.

[00:15:58]: Mariana Friedrich:

Jetzt sind wir schon mittendrin in den ersten Projekten, die sich angeguckt haben. Sie haben sich ja zunächst die, wie sie gerade erzählt haben, die intendierten Formen angeschaut. Das heißt Gruppen, die sich bewusst zusammengeschlossen haben. Wie sind Sie denn dabei vorgegangen? Also wir haben gerade schon gehört, Interviews.

[00:16:16]: Madeline Brandt:

Ja, vielleicht würde ich ein Stückchen eher ansetzen. Also wir sind quasi in dem Projekt gestartet und haben erst mal überhaupt geguckt, was ist überhaupt wirklich im gemeinschaftlichen Wohnen los mit einer Feldrecherche und auch mit einer Literaturrecherche. Und haben dann uns aufgestellt und sind quasi damit gestartet, mit 20 Expert:innen-Interviews zu führen, die aus verschiedenen sowohl regionalen als auch Landes- als auch bundesweit agierenden sowohl Netzwerken als auch staatlichen Anlaufstellen oder auch Wohlfahrtsverbänden gelagert waren, um uns dieser gänzlichen Breite des Feldes des gemeinschaftlichen Wohnens, um dort einen guten Einblick zu

bekommen und ein Bild davon zu gewinnen, wie gemeinschaftliches Wohnen wirklich verstanden wird. Und auch schon in dieser ersten Projektphase ist uns wirklich klar geworden, wie breit dieses ganze Feld aufgestellt ist. Und mit der Auswertung und mit den Ergebnissen dieser Interviews sind wir in eine zweite Projektphase gestartet, wo wir insgesamt 42 Interviews sogar in 16 verschiedenen gemeinschaftlichen Wohnprojekten geführt haben. Da befinden wir uns aktuell in der Auswertung dessen und ja, genau.

[00:17:41]: Mariana Friedrich:

Da haben Sie inzwischen erste Ergebnisse zur Organisation der Care- und Sorgearbeit in den intendierten Gemeinschaften? Was ist denn da konkret herausgekommen?

[00:17:51]: Madeline Brandt:

Ja, das ist eine gute Frage. Grob kann man erst mal sagen, also wenn wir jetzt wirklich vielleicht einen kleinen Einblick schon in erste Ergebnisse geben wollen oder in erste Dinge, die wir herausgefunden haben, wäre es so, dass wir im ersten Schritt durch die Expertinnen-Interviews tatsächlich festgestellt haben, dass sich gemeinschaftliches Wohnen in verschiedene Typen einteilen lässt, nicht trennscharf und nicht wirklich als richtig klassifizierbare Typen, aber wir haben schon gemerkt im Sinne von eigentlich dem wie ist das soziale Miteinander, wie sind die demokratischen Abstimmungen und auch der Grad der Politisierung, dass es da sehr starke Unterschiede gibt. Und es ist aufgefallen, dass es Gemeinschaften gibt oder gemeinschaftliches Wohnen gibt in Form von: wir teilen einfach unser Eigentum und es ist wichtig, dass jeder sein Eigentum hat und wir verwalten vielleicht unseren Hausflur und das Stückchen Weg, was wir vorm Haus haben irgendwie gemeinschaftlich, über Typen, die wirklich auch schon eher die gemeinschaftliche Unterstützung haben wollen, wie Co-Housing oder klassisches gemeinschaftliches Wohnen. Aber auch, es gibt Kommunen, die eher in dem solidarischen wir teilen auch wirklich alles, alle Gelder gehen in einen Topf und am Ende kann auch jeder das rausnehmen, was er gerne möchte, bis hin auch zu sehr bewegenden Formen würde ich sagen, die auch nicht nur den Anspruch an das eigene gemeinschaftliche Wohnen haben, sondern eigentlich sogar emanzipatorisch in der Gesellschaft etwas bewegen möchten. Also den Anspruch haben zum Beispiel Häuser vom Markt zu befreien und dort einfach auch ein politisches Engagement verfolgen. So, das wäre vielleicht ein kleines Ergebnis oder ein Einblick, den wir so für uns gewonnen haben aus der ersten Phase. Gleichzeitig ist auch dahingehend aufgefallen, ich hatte das gerade angesprochen, dass diese Typen im Hinblick auf verschiedene Themen sich unterscheiden. Und ein Unterschied könnte auch sein, und das möchte ich auch gerne persönlich weiterverfolgen, dass es sich auch im Bezug auf die Care-Praktiken, also das, wie sich umeinander gekümmert wird und wie untereinander die Sorge füreinander getragen wird, unter Umständen auch ein Einfluss sein könnte, ob ich jetzt einfach nur ein Eigentum teile oder ob ich tatsächlich schon auch andere Ziele mit dem Wohnen verfolge, engagierter darin bin, diese Themen voranzutreiben. Auch teilweise, was wir festgestellt haben ist, dass sich dann in diesen Punkten auch wirklich Gruppen fortbilden.

Sie suchen sich Themen, in dem sie sich Input holen und darin auch wachsen wollen. Was so ein bisschen diesen Gedankengang von das könnte man weiter untersuchen geweckt hat.

[00:20:41]: Mariana Friedrich:

Wie geht es in dem Projekt denn nun weiter? Sie haben ja noch einen ganz schönen Weg vor sich.

[00:20:46]: Prof. Dr. Monika Alisch:

Ja, und trotzdem wird die Zeit knapp, würde ich fast behaupten. Wir haben eigentlich noch drei Jahre Zeit, aber wir merken natürlich auch, dass mit jeder, wie soll ich sagen, mit jeder Frage, von der wir glauben, wir haben sie ein Stück weit beantwortet, mindestens zwei neue Fragen aufkommen, was wir eigentlich ganz gut dadurch lösen, dass wir inzwischen recht intensiv auch Masterstudierende einbeziehen, die einzelne Fragen, die wir nicht auch noch bearbeiten können, dann für ihre Masterarbeit nutzen oder dass wir auch noch weitere Leute, also die Madeline Brandt und auch Jakob Domke versuchen ja ihre Dissertation im Rahmen dieses Projektes zu schreiben und da haben wir auch noch weitere, die wir quasi thematisch da andocken, um diese vielen Themen da zu bearbeiten. Aber das, was wir uns vorgenommen haben, würde im nächsten Schritt bedeuten, und da haben wir jetzt gerade mit angefangen, diese zweite Idee mit den ja, ich sag mal, nicht intendierten Formen gemeinschaftlichen Wohnens, diese «Caring Communities», denen auf die Spur zu kommen. Und das ist tatsächlich schwierig, weil, dadurch, dass sie nicht intendiert sind, sind sie schwierig zu finden. Und wir nutzen da verschiedene Wege, also zum einen werden wir da tatsächlich andocken, wo wir in einem früheren Forschungsprojekt schon waren. Wir fangen jetzt an bei verschiedenen so Bürgerhilfevereinen, Initiativen, die sich so ein lokales Miteinander Füreinander vorgenommen haben, mit denen zu sprechen.

Ganz vage zeichnet sich für mich interessanterweise ab, dass Dinge, die wir bei diesen intendierten Wohnprojekten gesehen haben, dass sie merken, wir müssen zu Regelungen kommen, dass sie sich Gedanken darüber machen, wie gehen wir eigentlich hier miteinander um, dass sie sich Gedanken darüber machen von unterschiedlichen, ich nenn es mal, Belastungen mit denen Aufgaben, die anstehen, dass sie sich Gedanken darüber machen, was ist, wenn hier jemand auszieht, wer soll denn Neues kommen, wer passt zu uns, wer nicht, wer gehört in die Gemeinschaft, dass wir das eigentlich auch bei diesen nicht intendierten Formen in sehr ähnlicher Weise genauso finden. Das heißt diese Problematiken, die wir mit unserer Projektüberschrift diese sozialen Praktiken anzuschauen, daraufhin, ob sie für die Zukunft tragfähig sind, finden wir tatsächlich auch da schon. Und meine Hoffnung ist so ein bisschen, da brauchen wir natürlich noch mehr Gespräche, wenn wir also mehr Material haben, in das wir reinschauen können, dass wir da auch noch mal vertiefend umgekehrt gucken können. Wo finden wir da etwas, was man eigentlich für solche intendierten Wohnformen quasi mitdenken kann und mitgeben kann? Und dann wären wir beim nächsten Schritt, wir haben so viele Schritte, der nächste Schritt ist tatsächlich, dass wir verschiedene, also Gruppendiskussionen organisieren wollen als Fokusgruppen. Und Fokus bezieht sich dann eben darauf, dass wir wirklich noch mal den Fokus setzen wollen

auf ein Gespräch mit Leuten, die sich engagieren in diesem ganzen Feld gemeinschaftlichen Wohnens, weil das, was Madeline Brandt gesagt hatte, dass wir diese Interviews mit Expertinnen geführt haben, die wohnen natürlich alle nicht im Einfamilienhaus, also die leiten so ein Netzwerk und wohnen natürlich selber auch in so einem Wohnprojekt. Und mit diesen, die sozusagen auf so einem Weg der Semiprofessionalisierung sind, wollen wir mindestens eine Fokusgruppe führen.

Wir wollen auch dann mit Bewohnerinnen und Bewohnern aus solchen intendierten Projekten, mit dem, was wir an «Caring Communities» finden, Fokusgruppen machen und wenn es irgendwie klappt auch, wo sie sich miteinander treffen. Weil da würde es wirklich darum gehen, dass, was wir als Erkenntnisse so gefunden haben, natürlich nicht alle, aber so die wir denn für zentral halten auch für diese Frage, was daran ist jetzt zukunftsrelevant, quasi zu spiegeln, nochmal zurück zu spiegeln in die, mit denen wir geforscht haben und darüber hinaus. Also es müssen nicht exakt die Bewohner sein, mit denen wir Interviews geführt haben, aber andere Menschen aus solchen Projekten, um da auch noch mal eine gesellschaftliche Diskussion auf die Art und Weise auch mit anzustoßen. Das ist so grob der Plan, der jetzt gedanklich bis Frühjahr 27 so etwa reichen könnte. Wollen wir mal sehen, wie weit wir kommen, ja.

[00:25:01]: Mariana Friedrich:

Können Sie noch mal erklären, was genau Fokusgruppen sind, also was ist das für eine Methode, wie gehen Sie da vor, wie arbeiten Sie mit den Menschen?

[00:25:09]: Prof. Dr. Monika Alisch:

Na ja, also es sind Gruppendiskussionen, wo Menschen zusammenkommen, die sozusagen fokussiert ausgewählt wurden. Also bestimmte Leute, die ein bestimmtes Kriterium erfüllen, also zum Beispiel Menschen aus Initiativen, Netzwerken, Koordinationsgruppen, die sich also semiprofessionalisiert sehen, oder die angesprochen werden als Bewohner und Bewohnerinnen solcher intendierten Wohnprojekte oder die angesprochen werden als solche, also wir gehen ja davon aus, dass wir noch über Bürgerhilfevereine hinauskommen, Gruppen, die an einem Ort eigentlich zusammenleben. Und wie gesagt, das ist dann kein tatsächlicher Fokus mehr, sondern sind ja dann schon mehrere Brennpunkte, durch die man da guckt, wenn man sie quasi zusammen an einen Tisch holt und sie über Zukunft des Wohnens diskutieren lässt. Es gibt eben Verfahren der empirischen Sozialforschung, wie man solche Gruppendiskussionen auswertet, aber für uns ist das Wichtige eigentlich daran, dass eine Fokusgruppe auch immer eine Methode von Handlungsforschung ist. Also von einer Forschung, die tatsächlich nicht nur sagt, wir sind die wilden Sammler von Daten, sondern wir möchten bei unserem Gegenüber auch eine Möglichkeit zur Reflektion des eigenen Denkens und Handelns erzeugen und damit sozusagen einen Schritt gehen in ja, auch eine Veränderung anzustoßen. Da kann man ja auch niemanden zu zwingen, aber es ist wichtig da auch einen Dialog quasi zu initiieren mit denjenigen.

Also was wir jetzt für wunderbare Dinge aus den intendierten Wohnprojekten haben, ich glaube, das wird natürlich immer anonymisiert und immer sozusagen auf so einer Metaebene von jemand hat gesagt das dann in so eine Diskussion eingebracht und ich bin sehr sicher, dass einige dabei verwundert sein werden, weil ihnen das nie bewusst geworden ist, was sie da machen oder nicht machen, wo sie hingucken, wo sie nicht hingucken und so weiter. Also, wenn ich das noch ergänzen darf, so ein ganz wichtiger Punkt, weil wir vorhin über die Frage, was hat Soziale Arbeit eigentlich damit zu tun gesprochen haben, was natürlich immer wieder auffällt, wir haben natürlich nirgendwo in diesen intendierten Formen gemeinschaftlichen Wohnens wirklich Menschen, die sich am Wohnungsmarkt nicht versorgen können und die deshalb sehen, Mensch, das ist für mich günstiger und dann gebe ich vielleicht auch noch was von meiner Freizeit und Arbeitszeit hier rein, dass ich günstiger wohnen kann. Das ist eine Wohnform, die wollen wir als jemand, der ein Wohnprojekt miteinander betreiben, gerne für alle öffnen, ist bei vielen ein Anspruch, aber es funktioniert gar nicht unbedingt. Und auch darüber könnte man und sollte man vielleicht in solchen Fokusgruppen sprechen, wie sehen die das selber? Die haben natürlich auch Grenzen und die kann man ja auch begründen, aber da wäre es für uns oder für mich persönlich eben auch interessant zu gucken, ist das überhaupt so bewusst? Oder kommen wir dann doch wieder dahin, dass wir sagen, ja Gott, das muss jeder selber wissen, das ist ja letztlich eine persönliche private Entscheidung. Und wir dürfen ja auch nicht unterschätzen, so wie solche Projekte organisiert sind, kosten sie halt auch erst mal Geld, was man auch erst mal haben muss.

[00:28:15]: Mariana Friedrich:

Dann werfen wir doch mal einen Blick in die Zukunft. Wo soll denn das Projekt am Ende stehen?

[00:28:20]: Prof. Dr. Monika Alisch:

Ja, das ist immer so eine Frage, das fragen manchmal ja auch die Drittmittelgeber bei solchen Projekten. Sie haben ja schon gemerkt, dass wir uns methodisch natürlich auf einen Weg begeben, wo wir als das Forschungsteam ja gar nicht so in der Hand haben, was am Ende dabei rauskommt. Wir versprechen uns aber schon davon, dass wir dazu beitragen können, dass man klarer einordnet, ich sag mal die Vorteile Wohnen anders zu denken und wieder stärker gemeinschaftlich zu denken. Ich sag bewusst wieder, weil gehen Sie mal historisch zurück, da war es immer ganz klar, dass man gemeinschaftlich miteinander lebt und dass sozusagen die Frage des Haushalts keine Frage nur der eigenen vier Wände war, sondern immer als größere Gemeinschaft gedacht war. Aber gut, dass wir einen Beitrag dazu leisten können, dass man anders über Wohnformen nachdenken kann, die gemeinschaftlich sind, aber auch wiederum so vielfältig, dass es eben nicht heißt, na ja, es ist ja nur eine Nische, es gilt ja nur für bestimmte Leute und und und. Also insofern steckt auch so ein bisschen ein politischer Anspruch mit dahinter, den man natürlich in so einem Forschungsprojekt trotzdem nicht so ins Zentrum stellt. Aber wir gehen schon davon aus, dass auch so diese Frage, wie zukunftsorientiert sind die Menschen eigentlich selbst dabei,

wie bewusst ist eigentlich gerade bei denen, die sich eben nicht als wir wohnen zusammen, sondern wir wohnen hier miteinander in XY-Hausen verstehen, dass so ein Bewusstsein dafür besteht, doch, das ist richtig und das ist kein Hobby und nur ein zivilgesellschaftliches Engagement, dass wir hier füreinander sorgen wollen, sondern das hat Zukunft und das braucht Zukunft. Und deswegen, dass auch solche Initiativen durch unsere Ergebnisse eine Unterstützung dadurch bekommen können, dass auch Politikern, und ich bin wieder bei der Politik, es hilft nichts, den Politikern klarer wird, dass man so etwas fördern und stützen muss.

Das heißt geht ja immer nicht um großes Geld, aber es geht darum, das überhaupt wahrzunehmen als eine soziale Praxis des Wohnens, die in Zukunft Sinn macht. Und wir haben ja auch, das hatten wir zwischendurch gar nicht erwähnt, wir haben ja versucht, so einen Spagat in drei Richtungen noch mit aufzunehmen. Das heißt wir gucken in Großstädte, wir gucken in Kleinstädte und wir gucken in ländliche Gemeinden. Und gerade bei Kleinstädten, die wie durch ein Wunder häufig, aber nicht immer natürlich auch in ländlichen Regionen sich befinden können, in Hessen allemal, und den ländlichen Räumen, da ist es natürlich auch immer eine Frage von inwieweit würden solche Formen, ich gucke mal genauer auf was ist hier möglich an gemeinschaftlichem Wohnen, auch Themen und Probleme der Daseinsvorsorge zu lösen. Auch ältere Menschen, das hatten Sie anfangs ja angesprochen, ältere Menschen auf die Art und Weise zu unterstützen, die vielleicht in einem riesigen Einfamilienhaus sitzen, wo aber schon vor 20 Jahren die Kinder ausgezogen sind, die aber weder wegziehen können noch wegziehen wollen, also «aging in place» heißt das ja dann. Und inwieweit ergeben sich aus Formen gemeinschaftlichen Wohnens auch da Ansätze, Formen zu finden, dass ältere Menschen dableiben können. Da steckt eine ganze Menge Musik drin.

[00:31:37]: Mariana Friedrich:

Und eine ganze Menge, was aktuell auch sehr viele beschäftigt. Also man hört es ja auch von den Wohlfahrtsverbänden gerade in Hessen, die immer wieder darauf hinweisen, dass hier ein dringender Bedarf ist, dass wir da dringend drüber sprechen müssen und Lösungen finden müssen. Wie wollen wir künftig wohnen? Die Frage können wir uns alle mal selbst stellen. Ich bin gespannt, welche Impulse uns das Teilprojekt noch geben wird. Frau Alisch und Frau Brandt, ich danke Ihnen, dass Sie uns einen kleinen Einblick gegeben haben.

[00:32:05]: Prof. Dr. Monika Alisch:

Ja, vielen Dank für die Möglichkeit, aus dem Projekt etwas beizutragen. Ich bin gespannt auf Reaktionen.

[00:32:11]: Madeline Brandt:

Ich bin auch sehr gespannt, auch auf die noch unentdeckten Ergebnisse, die wir noch erheben werden, und vielen Dank.

[00:32:19]: Mariana Friedrich:

In der aktuellen Reihe unseres Podcasts blicken wir auf alle Teilprojekte des Forschungsimpulses SaFe. Hört auch in die anderen Folgen rein, wenn wir uns ansehen, was unsere Ernährung mit Zukunft zu tun hat, welchen Einfluss unsere Biografie auf Zukunftsbilder haben kann und wie sich Protestbewegungen Zukunft vorstellen. Ihr habt Fragen, Wünsche, Anregungen? Schreibt uns unter gespraechsstoff@hs-fulda.de. Ich freue mich, wenn ihr auch beim nächsten Mal wieder reinhört. Bis dahin.